Schloss Lenzburg

in Geschichte und Sage

von

Donald Wedekind.



Solothurn.
Buchdruckerei Gassmann, Sohn.
1891.



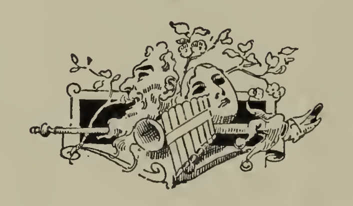


Schloss Lenzburg

in Geschichte und Sage

von

Donald Wedekind.



Solothurn.
Buchdruckerei Gassmann, Sohn.
1891.



Bevor das Christentum in Helvetien festen Fuss gefasst, arbeitete schon die erste Menschenhand an den Mauern, welche den wilden Felsengipfel inmitten des Aargau künftighin krönen sollten. Die Zeiten der Pfahlbauer waren vorüber, ihre Hütten eingestürzt, ihr Geschlecht verschollen. Lange Jahre verstrichen, da drängten über die unwirtbaren, schnee- und eisbedeckten Kämme der Alpen die Römer. Hastigen Schrittes stiegen sie die steilen Schluchten der Reuss und der Rhone hinunter und fanden das Land leer, verlassen. Nur an den Grenzen trafen sie vereinzelte Stämme an, die sich über kurz oder lang unter die strenge römische Zucht beugten. Weiter nach Norden wurde der Ehrgeiz Roms gehemmt. Starke Völker traten dem Eroberer entgegen, an deren natürlicher Kraft die italische Kriegskunst abprallte. Und als dann auch der Bewohner der allemannischen Gaue von der Defensive zur Offensive überging, da war es Sache der Römer, ihre eroberte Provinz Helvetien mit aller Kraftanstrengung zu behaupten. Eine Legion nach der andern wurde entweder über die Alpen gesandt oder aus dem schon früher besetzten Gallien vorgeschoben. Dem Rheine entlang gründete man Militärposten, und zur Unterhaltung dieser Truppen mussten bedeutende Lager errichtet werden. Durch den Zuzug von Handwerkern und Kaufleuten entstanden Niederlassungen, deren bedeutendste und hervorragendste uns unter dem Namen »Vindonissa« bekannt ist. Von dort aus wurde die römische

Besatzung dirigirt, welche sich im Winter meist in die Garnisonsstadt zurückzog, im Sommer die verschiedenen Wachttürme ringsum im Lande besetzt hielt.

Dem strategischen Scharfblick des Römers konnte die vorteilhafte Lage des isolirten Bergkegels an der Einmündung des Aa-Tals in das breitere Aare-Tal nicht entgehen und so wurde auch diese Erhebung mit einem Castell gekrönt. Es steht ganz ausser Zweifel, dass gewisse Teile des Schlosses auf römischen Grundmauern ruhen, deren Dauerhaftigkeit durch ganz Europa, so weit der Römer seinen Fuss gesetzt hat, bekannt ist. Wir haben indessen nicht nötig, die Fundamente der Gebäude zu untergraben um uns von dem einstigen Walten des Welteroberers zu überzeugen. Ein tiefer Spatenstich in das lockere Erdreich genügt, um das interessanteste Beweismaterial ans Licht zu fördern. Man stösst auf Bildnisse römischer Kaiser und Feldherrn, auf Vasen, Schmucksachen, Waffen, Ziegel, auf kupferne und silberne Münzen die Masse. Verfolgt man die Daten der Geschichte, so ersieht man, dass die Römer unter beständigen Kämpfen mit den drohenden Allemannen ihre Provinz doch längere Zeit zu behaupten gewusst. Der regste Verkehr zwischen Italien und Helvetien war dadurch bedingt. Mancher Römer, auf einem Turme der Festung wachestehend, den Blick in die silberne Alpenkette gerichtet, gedachte seiner Geliebten im schimmernden Rom und üppigen Capua.

Ein Schauer mag seinen eisenbeschwerten Körper durchzittert, ein Fluch auf die rauhe Gegend, in die ihn der Ehrgeiz seines Tyrannen verbannte, sich seinen Lippen entwunden haben, und er lachte wohl auch des verrückten helvetischen Zöllners, der, im Solde des Imperatorenreiches lebend, am Abhang des Berges einige Weinstöcke zog, die ihm von einem Soldaten geschenkt worden waren. Der Römerbürger denkt an seinen glühenden Falerner, wenn er von den sauren Trauben seines Zöllners kostet, ohne zu ahnen, dass zwanzig Jahrhunderte später am nämlichen Abhang ein Wein gezogen wird, der bei Kennern in höherem Ansehen steht, als die hitzigen Traubensäfte Italiens.

Aber unser guter Kriegsmann sollte erlöst werden. Er war es nicht unzufrieden, als er hörte, dass im väterlichen Rom Unruhen ausgebrochen und sämmtliche Legionen der Provinz zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach Süden ziehen sollten. Froher als sie gekommen, stiegen die römischen Soldaten wieder die Felswände der Alpen empor und begrüssten jubelnden Herzens das blühende Italien. Wie gerne liessen sie Kriegsruhm und Soldatenehre in dem nebligen Helvetien, war ihnen doch ein Tag in Rom mehr als zehn Jahre jenseits der Alpen. Kaum hatte der italische Kriegsmann den Rücken gekehrt, als der Allemanne die günstige Gelegenheit wahrnahm, mordend und brennend in Helvetien einzufallen. Kein Schwert wurde gegen ihn erhoben. Frei und ungehindert zerstörte er die Anfänge römischer Cultur; wo sein Fuss hintrat, blühte kein italisches Leben mehr. Niederlassungen und Festungswerke zerfielen, Strassen und Brücken wurden ungangbar. Der Allemanne gefiel sich in dieser Wüste und verlangte nicht Tempel noch Amphitheater. Jeder Einwanderer wählte sich seinen Flecken Landes, baute seine Hütte aus leichtem Holz und bald war von der steinernen Cultur des Römers keine Spur mehr vorhanden. Diesem allgemeinen Schicksal entging das Castell auf Lenzburg nicht. Was zerstört werden konnte, wurde zerstört, und kaum wird sich ein allemannischer Bauer auf dem allen Winden ausgesetzten Hügel so wohl befunden haben, dass er sich die verlassene Burg als Sitz auserkoren hätte. Eine Zeit tiefen Dunkels folgt nun, aus welcher uns wenig oder nichts über Lenzburg bekannt ist. Es ist die Aera des aufkeimenden Christentums und der Völkerwanderungen.

Die Allemannen hatten von dem grössten Teil des nördlichen Helvetien Besitz ergriffen und führten in ihrem Heidentum ein dumpfes, trübes Dasein, welches nur dann und wann durch unbestimmte Nachrichten über Krieg und Bürgerzwist unterbrochen wurde, die bisweilen über die Höhen der Alpen herüberdrangen. Da kam wie ein Lichtstrahl das Christentum aus dem fernsten Norden, wohin es die Apostel schon in früheren Zeiten getragen hatten. Fanatisch begei-

sterte Männer machten sich auf, drangen durch ganz Germanien, bis sie auch in den helvetischen Gauen das Kreuz aufrichteten. Wohin sie kamen, fiel unter dem blanken Beile die Eiche der alten Götter, in dem Ächzen des Holzes glaubten die Zius-Priester das Weinen der verachteten Gottheit zu hören und nicht selten fielen die weissbekutteten Männer den zornentflammten Gemütern der Heiden zum Opfer. Allmälig erst, als mehr und mehr die hellen Glocken in allen Tälern zu klingen begannen, gelang es der Botschaft vom alleinigen Gotte tieferen, sicherern Grund in den Geistern zu fassen. Vom Rhein, vom Bodensee, von der Klause des heiligen Gallus her wurden Männer durch ganz Helvetien gesandt, und sicherlich wählte sich einer dieser predigenden Pilger auch die von den Trümmern der Römerfeste überragte Halde am heutigen Lenzburger Schlossberg zum Mittelpunkt seiner aufopfernden Tätigkeit. Ein einfaches, rohes Kreuz, daneben eine kleine Hütte zum Schutze vor Ungewittern, das war die ganze Anlage. Dort am Ostabhange unseres Berges mag er gesessen haben, der erste Missionär des mittleren Aargau, in friedlich stiller Betrachtung. Eben will er die Bibel, das kostbare Gut seines nördlichen Vaterlandes schliessen, als ein finsterer Mann des Weges daherschreitet. Der Mönch redet ihn freundlich an, zeigt auf das Kreuz als das einzig Erlösende und ladet den Fremdling zum Eintritt in seine Klause ein. Lange währt das Zwiegespräch; im Dunkel der Nacht geht man auseinander. »Ob er wohl Recht hat?« murmelt der allemannische Bauer auf seinem Heimwege. Zu Hause empfängt ihn sein Weib. Auch sie hat während des Tages einen Priester getroffen, und die Liebe, die eingeborne Menschenliebe, hat ihr gesagt, dass ein so sanfter Prediger besser sei, als der rauhe Druide des Waldes. Der Mann ist gerührt von dem zarten Empfinden des Weibes und er ergiebt sich ihr ohne Widerrede. Am nächsten Morgen schon feiern sie ihren ersten Gottesdienst. In heiterem Zwiegespräch ziehen sie zur Einsiedelei. Der weissbekleidete Mann ist umringt von Zuhörern. Mächtig tönt seine Stimme. Hoch hebt er die Hand und zeigt auf den Gipfel des Berges.

Vom Morgenlicht bestrahlt, blickt das zerfallende, römische Castell herab, ein Zeuge der Allmacht Gottes. Die Kinder, die goldgelockt zu den Füssen des Predigers liegen und verwundert ihre blauen Augen auf ihn richten, erfassen das Allbesiegende des Christentums. Ein leiser Schauer, das ahnende Vorgefühl der Schmerzen des geknechteten Mittelalters macht ihre zarten Körper erbeben. — Der Allemanne wurde Christ.

Zu dieser Zeit machte sich in Helvetien schon der Einfluss der grossen Herzöge Deutschlands geltend. Der Aargau und mit ihm Lenzburg gehörten zu Burgund, von dorther wurden die Richter ernannt. Solche Richter waren, wie Chroniken verschiedener Autoren berichten, die Grafen von Rore im Gebiete des heutigen Aarau. Sie waren neben den richterlichen Befugnissen mit anderen Vollmachten der ausgedehntesten Art ausgestattet und gelangten auf diese Weise zu grossem Ansehen. Um das Volk in Gehorsam zu halten, bauten sie Burgen, und so gelangen wir allgemach in ein Zeitalter, in welchem nicht, wie bei den Römern, ein einzelnes Volk darauf ausgeht, seine Macht zu vergrössern und demgemäss sein Militär unter dem Schutz fester Plätze fortwährend vorschiebt, sondern wo unzählige kleine Machthaber ihre ererbten Privilegien durch Bauen von Schlössern aufrecht zu erhalten sich bemühen.

Die Gründung des Lenzburger Schlosses fällt in die Mitte des elften Jahrhunderts; indessen finden wir Grafen von Lenzburg schon früher in der Geschichte. Aus dem zehnten Jahrhundert wird uns von einem Ehepaar Arnulf und Hemma berichtet, welche ihre beträchtlichen Besitztümer mehreren Erben hinterliessen. Ihr Landbesitz vergrösserte sich immer mehr, bis ihr Gebiet von den Ufern des Rheines an die beschneiten Abhänge der Alpen reichte. Ausserdem sandten sie Zweige ihrer Familie nach Italien, wo sie hohe geistliche Stellen besetzten. Wir finden den Stamm Derer von Lenzburg zugleich mit den edelsten Geschlechtern im Elsass und südlichen Deutschland genannt. Bei so grosser Ausdehnung ihrer Herrschaft fanden sie es notwendig, eine ihrem Range angemessene Burg zu bauen, und kein Berg konnte ihnen dazu

geeigneter erscheinen, als die felsige Erhebung bei Lenzburg. Der Bau ging langsam von Statten. Er wurde um so dauerhafter und fester. Die Steine brachte man aus den nahen Brüchen am Goffersberg, das Holz wurde im Lenzhard und Lindwald geschlagen. Wohl mag damals Lenzburg an den Turmbau zu Babylon erinnert haben, und die frohndienenden Hörigen müssen sich nicht viel besser dabei befunden haben, als die Juden ihrerzeit in Ägypten. Wer wagte in jener Zeit, wo rohe Gewalt herrschte, zu murren. So stand die Burg endlich da, in glänzender Vollendung, von den nahen Habsburgern bereits mit eifersüchtigen Augen bewacht. Die Grafen hielten ihren Einzug in der feierlichsten Weise, nicht ahnend, dass sie die Früchte des Fleisses so vieler Untertanen nur kurze Zeit geniessen sollten.

Immerhin fällt ihre Herrschaft auf der Feste zu Lenzburg mit ihrer höchsten Machtstellung im damaligen deutschen Reiche zusammen. Es war namentlich Kaiser Heinrich IV., den sie sich ganz besonders und in der bemerkenswertesten Weise verpflichteten.

Der junge Kaiser hatte nach der strengen Demütigung vor Kanossa seine Aussöhnung mit dem Papst zu Stande gebracht, und die geistlichen Gesandten zogen sich aus Deutschland durch die Schweiz nach Italien zurück. Eines Tages nun sitzt Ulrich VII., Graf von Lenzburg, im Kreise der Seinen beim Mittagsmahl, als das Horn des Wächters ertönt. Man erhebt sich und blickt in die weite Gegend, um zu erfahren, was die Ursache der Störung sei. Zuerst bietet sich den Blicken nichts besonderes dar, Alles liegt in gewohntem Frieden und ruhig ackert der Hardbauer sein Feld, als plötzlich aus dem Dunkel des Lenzhard ein Haufe nicht sonderlich stark bewaffneter Reiter hervorbricht. Bald wird ein roter Federbusch sichtbar, augenscheinlich das Abzeichen der geleiteten Persönlichkeit. Vorn und hinten reiten braungekleidete Mönche, den Rosenkranz zur Rechten, das Schwert zur Linken im Gürtel. Eine wehende Kreuzfahne zeigt, dass die Leute der Kirche angehören, und der rotwallende Mantel des in der Mitte Reitenden lässt eben genugsam den Prälaten erkennen. Ul-

richs erster Gedanke galt dem Abte von Muri, doch was sollte der im deutschen Reiche zu suchen gehabt haben, da seiner doch genug Sorgen zu Hause warteten. Da fällt ihm ein, dass die Zeit der päpstlichen Gesandtschaften in Deutschland abgelaufen, und alle hohen Geistlichen der Curie zur allgemeinen Beratung über Kaiser und Reich nach Rom abberufen sind. Dem Lenzburger klopft sein Herz. Er sieht die listigen Scharlachröcke sich wieder in ihrem Heim zusammentun, um neue Pläne gegen den jungen Heinrich zu schmieden. Sein Rechtsgefühl wallt auf, eingedenk des Eides, den er dem Kaiser geschworen, die Allmacht des Papstes nicht achtend, lässt er sein Pferd satteln, befiehlt zwölf Reisigen aufzusitzen und im hellen Galopp geht es zum Tor hinaus und den Berg hinunter ins weite Tal. Die geistlichen Reiter, Gefahr ahnend, beeilen sich das Schlossgebiet zu verlassen, um freundlicheres Klosterland zu erreichen. Aber noch sind sie nicht über die Bühlhöfe hinaus, als sie schon hinter sich Pferdegeschnaube und Männerstimmen hören. Sie wenden sich um, und der mit dem roten Helmbusch erbleicht, als er einen gepanzerten Ritter, die Reichsfahne schwingend, auf sich lossprengen sieht. Graf von Lenzburg fordert nach einer leichten Verbeugung vor dem Prälaten dessen Schwert, und dieser, die Furcht seiner begleitenden Mönche und des dienenden Schreibers gewahr werdend, wirft seine Waffe mit zornerfülltem Blick von sich. Ruhig lässt er es geschehen, dass der Graf die Zügel seines Pferdes ergreift. Der ganze Tross lenkt um und wendet seine Schritte der stolzen Lenzburg zu, von der herab die mächtige Flagge des deutschen Reiches weht. Oben angekommen wird der Geistliche seines Panzers entledigt und Frau Richenza drängt sich, ihr Söhnchen auf dem Arm, an den Priester heran, um zu erfahren, woher er komme, und wohin ihn sein Weg hätte führen sollen. Da öffnet er zum ersten Mal seine zusammengekniffenen Lippen und wohl wissend, dass er nur Rache von Seite Ulrichs zu erwarten hat, nennt er seinen Namen. »Ich bin Bernhard, Cardinal der heiligen Curie, und Gott und die Welt werden diese Schandtat an Eurem Gemahl rächen, so wahr Kaiser Heinrich im Elend sterben wird!«

Frau Richenza erschrickt ob dieser harten Worte und lässt die Hand des Geistlichen fahren. Ulrich, mehr erzürnt über die Schmähung auf seinen Kaiser, als über die Drohung gegen seine eigene Person, winkt einem nahestehenden Kriegsmann, flüstert ihm einige Worte zu und verlässt den Platz, um unter dem Bogen des Hausganges zu verschwinden. Stolz blickt der Prälat umher, ob es wohl einer der Dienstleute wagen werde, Hand an seine geheiligte Person zu legen, und als er sieht, dass sie, eingeschüchtert durch seinen Rang und seine herrschende Gestalt zögernd dastehen, reisst er sich selbst das goldene Christuskreuz von der Brust und übergiebt es einem der Mönche zur Aufbewahrung. Dann streckt er bereitwillig seine Hände den Fesseln dar und lässt sich, weder durch Schmerz noch durch die endlich frei gewordene Roheit der Kriegsknechte gebeugt, nach dem dunkeln Kerker schleppen. Mit eigener Hand stösst er die Türe auf. Da aber, beim Anblick der umherliegenden Folterwerkzeuge, der blinkenden Beile, der eisernen Ketten, der Räder und Fussblöcke wird der stolze Italiener von Grauen überwältigt. Der dunkle Abgrund, der sich mitten in diesem schaudervollen Gebäude öffnet, wirkt so erschreckend auf die Phantasie des gequälten Mannes, dass er in seinem ohnmächtigen Zustand nicht anders glaubt, als in die Tiefe des Höllenschlundes geworfen zu sein. Zwischen feuchten, giftatmenden Schlangen und Molchen windet er sich im düsteren Dämmerlicht, bis er glaubt einen sichern Punkt erreicht zu haben. Doch will er sich kaum niederlegen, um geschützt vor dem giftverbreitenden Getier, Ruhe zu finden, da regt es sich gerade unter seinem Leibe und er fühlt mit Zittern, wie unter ihm hervor Hunderte von Mäusen und dickbäuchigen Ratten sich aus dem Boden drängen. Endlich bestreicht ein frischer Lufthauch seine Stirne; er schlägt die Augen auf und blickt starr hinaus in ein Stück lachender Sonnenlandschaft. Freilich ein kleines Stück nur, durch eine enge Luke gesehen, die den Ausblick auf bewaldete Hügelketten, auf die dahinter steil ansteigenden Firnen der Alpen gewährt. Und darüber sieht er des Himmels Blau; es kommt ihm zum Bewusstsein, dass dort Italien, sein

geliebtes Italien gelegen. Er erhebt sich; wo sind seine treuen Reisebegleiter, wo der gutmütige Benedetto, dessen Schoss ihm so oft im Walde als Kopfkissen gedient? Ein heftiges Anprallen seines Kopfes an die Decke giebt ihm das volle Bewusstsein seiner traurigen Lage wieder. Er war ja gefangen, elend eingekerkert in diesem grausen Winkel, von allen Menschen verlassen, und, was das Schlimmste war, vermutlich tot geglaubt. O, er kannte der Deutschen Bosheit und Rachsucht gegen die Welschen! Er wusste, dass Ulrich ihn nicht freilassen werde, ehe nicht Kaiser Heinrich wieder sicher auf seinem Tron sass. Und wie lang mochte das währen! Hatte er doch selbst mitgewirkt, die Aussöhnungsbestrebungen zwischen Kaiser und Papst zu hintertreiben, war er, Cardinal Bernhard, doch in höchst eigener Person nach Deutschland gesandt worden mit der Mission, die deutschen Fürsten ihres Lehenseides zu entbinden. Und das nun der Dank für die gewissenhafte Ausführung der hohen Mission! Aber nein, mit dem Himmel vermochte er nicht zu grollen, der Himmel war gnädig; der Kerker war niedrig, feucht und allen Ungeziefers voll — aber in Rom kannte er fürchterlichere Kerker. Dicke, eiserne Bohlen trennten ihn von den übrigen Gefängnissen, aus denen sich dumpfes Murmeln, wie von Gebeten wahrnehmen liess. Eine schwache Hoffnung belebte des Cardinals Herz. Aus voller Brust rief er in italienischer Sprache den Namen seines Dieners, und Freude durchzitterte seinen Leib, als er die Stimme Benedettos vernahm. Sein Diener war ihm zur Seite. Hier aus der Luke konnte er die Gegend erblicken, die er noch zu durchwandern gehabt, um in sein sonniges Italien zu gelangen; der Himmel war gütig gewesen. Tagtäglich setzte er sich an das schmale Fenster und starrte träumend nach Süden. Er sah den rotbraunen Falken mit kreischendem Geschrei vorüberfliegen und freute sich, wenn der Vogel bisweilen auf dem eisernen Gitterkreuz Platz nahm. Schliesslich wurde das Tier zutraulich und frass aus der Hand des Gefangenen die wenigen Krumen schwarzen Brotes, die von dem kärglichen Mahle übrig blieben. Indessen brütete der Falke, zog seine Jungen gross und setzte sich

eines Morgens mit drei jungen Genossen auf die Stange des Gitters. Da wurde im Herzen des Cardinals wieder der alte Hass rege, als er sah, wie sich die Wälder entlaubten, wie die Schneeberge ihre weissen Feierkleider weiter in die Täler der Menschen erstreckten, wie eine kalte, herbstliche Bise gelbe Blätter durch die Luft jagte, wie endlich die vier Falken, verächtlich auf das dargereichte Futter blickend, mit hellem Kreischen der untergehenden Sonne zuflogen. Mit verzweifelter Geberde rüttelte er an seinen schweren Ketten. Mutlos brach er zusammen. Den folgenden Morgen, gerade als das aufgehende Tagesgestirn seine ersten Strahlen in das dunkle Verliess sandte und es mit flüssigem Purpur übergoss, öffnete sich die Türe, und herein trat Graf Ulrich, gefolgt von zwei Schreibern. Die Schreiber verlasen die kaiserliche Befreiungs- und Lossprechungsakte, wonach der Cardinal ungehindert seine Reise nach Italien fortsetzen sollte. Respektvoll verneigte sich Ulrich vor dem Prälaten, welcher, die frische Luft in tiefen Zügen einatmend, zum ersten Mal seit sieben Monden seine Gestalt in ihrer ganzen hagern Grösse reckte. Wehmutsvoll blickte er auf seine gebleichten Locken, die ihm über die schmalen Schultern hingen und schmerzhaft fiel er bei dem ersten Schritt, den er tat, vornüber, denn seine Glieder waren durch das unausgesetzte Kauern auf der Erde des Gehens entwöhnt. Blass, abgemagert, krank, zeigte er mit drohender Hand auf die zwei tiefen Höhlungen, die er mit seinen Knieen in den rohen Stein gebohrt hatte, und die noch heute zu sehen sind. Mit flüsternder Stimme sprach er die Worte: »Graf von Lenzburg, von Eurem Hause nehme ich meinen Fluch zurück, möge es noch manches Jahrhundert blühen und zum Ruhm des deutschen Reiches fortbestehen. Der Kaiser aber, der Kaiser soll mit sammt seiner Sippe diesen Tort bitter büssen.«

Sprachs und segnete die herbeieilende Frau Richenza, mit der Dienerschaft, nahm unter dem Söller noch einen Imbiss und wandte sein Pferd südostwärts dem Kloster Muri zu. Noch weithin konnte man die beiden Reiter verfolgen, Cardinal Bernhard und seinen treuen Diener Benedetto, bis

der Wald sie in seinen düstern Gründen aufnahm. Oben im Kerker liess der Prälat das blutige Zeichen im Stein zurück und das Gesinde mied den schauerlichen Ort als unsicher und gefährlich.

Für den Augenblick schien es, als ob die Tat dem Grafen von Lenzburg reiche Früchte bringen wolle, und Kaiser Heinrich liess auch tatsächlich diesen Beweis von treuer Ergebenheit nicht unbelohnt. Später aber zeigte es sich, dass der Fluch Bernhards, wie er den Kaiser traf, so auch Ulrichs nicht schonte. Der Kaiser geriet wieder in Streit mit dem Papste, Ulrich wurde an Kindern und Kindeskindern gestraft, indem sein Geschlecht schon hundert Jahre nach dieser Begebenheit ausstarb. Der Kaiser hatte die Grafen mit weitern Ländereien belehnt, er zog sie direkt in sein Gefolge, so dass sie keinen unbedeutenden Einfluss am Hofe hatten. Aber schon im Jahre 1173 ereilte den letzten Spross des Hauses in entsetzlicher Weise der Tod.

Ein schöner Herbstnachmittag lud zur Jagd, und der junge Graf Bero, der Urenkel Ulrichs, konnte trotz der innigen Bitten seiner ahnenden Mutter die Lust, das edle Waidwerk auszuüben, nicht unterdrücken. Die Meute wurde losgekoppelt; der klirrende Tross ritt unter Rüdengebell und Hörnerschall den Berg hinunter. Lang schaute ihm die Mutter von ihrem Söller aus nach. Derselbe öffnete sich oben in freier Luft, hoch über den unterirdischen Verliessen, aufs weite, blühende Land hinaus. Wie sie das letzte Aufleuchten der Waffen der munteren Schaar verfolgte, hörte sie unter sich den schrillen Schrei eines Falken. Unwillkürlich dachte sie an den nun fast zur Sage gewordenen Cardinal, der seinerzeit allerdings seine Heimat erreicht hatte, dort aber, an Körper und Geist gebrochen durch die schwere Haft, bald aus der Welt geschieden war. Die Gräfin raffte sich zusammen, liess den Kerker öffnen und die düstern Wände mit Weihwasser besprengen. Das Gefühl der Bangigkeit wich darum noch nicht von ihr. Sie beschied den Schlosskaplan, Frater Dominikus. Seine Tröstungen vermochten so wenig, wie die herzlichen Worte des alten Grafen, ihres Gemahls.

Die Schreckgespenster, die die Sinne der gemarterten Frau umschwebten, wollten nicht weichen. Früh am folgenden Morgen, als sich eben erst der Schlummer lindernd auf ihre brennenden Lieder gesenkt, wird sie durch heftiges Pochen und Rufen emporgeschreckt. Sie stürzt in den Hof hinunter, die Torflügel fliegen zurück. Mit Schweiss und Staub bedeckt, gesenkten Hauptes, die Pferde am Zügel hinter sich, schritten die bewaffneten Männer unter der Torwölbung herauf, in ihrer Mitte auf einer aus Ästen und Reisig gefertigten Bahre eine blutüberströmte Leiche tragend. »Der Herr ist tot,« murmelten sie, während sie ihre Last zur Erde setzten und ehrfurchtsvoll zur Seite traten. Der alte Graf steht sprachlos, starr, mit gesträubtem Haar, die Hände gen Himmel; die Gräfin bricht in die Kniee und liegt als Leiche über der Leiche ihres Kindes. So hart den Vater das doppelt wuchtige Schicksal traf, so gottergeben wusste er es zu tragen. »Gott rächt die Sünde der Vorfahren am kommenden Geschlecht.« Das war alles, was er an jenem verhängnisvollen Tag vor sich hinstammelte. Darauf schloss er sich mit dem Castellan in seine Gemächer ein, um Verfügung über die Güter und Länder zu treffen, deren einziger Erbe entseelt in der Schlosskapelle zwischen den flammenden Kerzen auf hohem Katafalk aufgebahrt wurde. Noch am nämlichen Tage schlug ein Trupp Maurer den Weg der Aa entlang gen Hallwyl und über den See hinauf ein, um an der Stelle, wo der letzte Spross des Hauses Lenzburg auf der Jagd von einem grimmen Bären überfallen und zerrissen worden war, eine Kapelle zu errichten. Einige Tage später kam Bericht nach Lenzburg, das Gebäude sei in seiner notwendigsten Form erstellt und bereit, den hohen Herrn sammt Mutter aufzunehmen. In den stillen Stunden der darauffolgenden Nacht bewegte sich dann eine Schar baarfüssiger Mönche bei Fackelschein das Tal aufwärts. Unter Grabgesang und Gebeten wand sich der Trauerzug durch das Dickicht des Waldes, voran die geistlichen Brüder, darauf der Schlosskaplan mit dem Allerheiligsten, dann die beiden Särge, der Beros voran, auf schwarz behangenen Bahren von je zwölf Kriegsknechten getragen. Hin-

ter dem Sarge der Gräfin ritt entblössten Hauptes der alte Graf, in dumpfes Brüten verloren. Den Schluss des Zuges bildeten langbärtige Laienbrüder. Schauerlich klangen die halblaut gesungenen Sterbelieder durch die tiefe Finsternis, nur hin und wieder unterbrochen von dem Rauschen des zur Seite fliessenden Baches, der rasch über das steinige Bett hin der Trauerfeste Lenzburg zueilte. Bei Tagesgrauen war man an Ort und Stelle. Fast heiter blickte den Trauernden die kleine Kapelle mit ihren frisch getünchten Wänden entgegen. Erst mussten die Fackeln ihre düstere Glut verbreiten, um dem Platz den tiefen Ernst einer Begräbnisstätte zu verleihen. Im Fluge wurde ein Hochaltar aufgerüstet, der Priester verrichtete seine heiligen Pflichten, und kaum eine Stunde war verflossen, als die gesegneten Leiber der Dahingeschiedenen auch schon in geweihter Erde ruhten. Der alte Graf blieb, um Zeuge zu sein, wie die eifrigen Maurer auch seine Gruft wölbten, die er mit einem mächtigen Steine schliessen liess. Darauf übergab er dem Priester das Vermächtnis zum Bau eines Stiftes, einer grossen Kirche, eines Ordensgebäudes, beschenkt mit weiten Ländereien. Glücklich, damit sein letztes Werk getan zu haben, kehrte er auf seine Burg zurück. Einsam, abgeschlossen von der Welt, alle weitern Geschäfte missachtend, sie seinem schwachen Bruder überlassend, verlebte er die wenigen Wochen, die ihm noch beschieden waren, mit Gott und sich selbst, bis auch er ins Grab sank. — Eine kurze Spanne Zeit hindurch hielt sich des Grafen Geschlecht noch aufrecht. Im Jahre 1173 bewegte sich dann eine ähnliche Prozession, nur noch reicher und prunkvoller, von vielen Edeln der Umgebung begleitet, das Aatal hinauf, nach dem schon herrlich erblühten Kloster Beromünster, um den letzten Grafen von Lenzburg zur ewigen Ruhe zu bringen.

Eine so bedeutende Stellung die Edeln von Lenzburg im damaligen deutschen Reiche einnahmen, so kleinlich zeigen sich ihre Gemahlinnen in den innern Verhältnissen der Familie, und war schon damals die leidige Eifersucht das Hauptmotiv ihres Handelns. Das beste Bild dieser niedern Eigen-

schaft bietet uns die Geschichte, welche von Frau Richenza und deren Schwester Mathilde erzählt wird.

Als Graf Ulrich noch ledig war und ihm von verschiedener Seite der Rat gegeben wurde, doch endlich zu freien, entschloss er sich, nach dem nahen Elsass zu ziehen. Erstens weil er dort schon verwandte Familien kannte, zweitens weil die Jungfrauen aus jener Gegend berühmt waren um ihrer Tugend und Schönheit willen. Er machte sich also mit prächtigem Gefolge auf und war noch nicht weit den Rhein hinunter geritten, als er schon das Gesuchte fand und zwar auf folgende Weise. Während der ganzen Nacht war er mit seinen Leuten durch den düstern Wald gezogen und in seine Heiratsgedanken hatten sich durch das Unheimliche der Umgebung mehr als noch durch die Beschwerlichkeiten des Weges bittere Empfindungen gemischt, als nach einer kurzen Dämmerung die Sonne blutrot am glänzenden Firmament emporstieg und die Wipfel der Bäume mit einem zauberhaften Lichte beschien. In ruhige, bewaldete Ufer gebettet, floss der Rhein dahin und nur leichte Wellen bezeichneten die gefährlichen Wirbel des Wassers. Den Grafen überkam eine mächtige Begierde, nach dem beschwerlichen Ritt in der Nacht den Weg zu Wasser fortzusetzen. Man ritt bis zur nächsten Fischerhütte, welche idyllisch zwischen blühendem Gebüsch geborgen lag. Man unterhandelte um einen Kahn, und nach wenigen Minuten sass Ulrich mit seinem treuesten Dienstmann in dem Schiffchen, das fröhlich auf den grünen Wellen des Stromes dahinschaukelte. Das übrige Gefolge entschwand im Walde, beauftragt, bei der nächsten Burg Halt zu machen. Ulrich entledigte sich seiner Rüstung, die ihm bei der grossen Sonnenhitze allzu beschwerlich wurde. Immer freundlicher gestalteten sich die Ufer, der Wald verschwand und fleissig bebaute Äcker, sauber gehaltene Meierhöfe zeigten sich dem Auge, bisweilen erschienen Bauern am Ufer, die verwundert aufblickend, den seltsamen Kahn mit seinen Insassen soweit es ihnen möglich, verfolgten. Unversehens blitzte über der nächsten Baumgruppe die goldene Spitze eines Turmes auf, und nach einer kleinen Biegung, die der Strom machte, lag

vor den Blicken der Lenzburger eine weite Talebene mit Weinreben bepflanzt, die sich bis an das grosse Schloss hinzogen. Die weissen Mauern der Burg schienen aus den Fluten des Rheines emporzuwachsen, so nahe war der stolze Sitz an das Wasser gebaut. Ulrich lenkte das Schiff ganz dicht ans Ufer und, nicht eben willens zu landen, gab er doch das Steuer, wie von höherer Macht gebannt, frei, als sich von dem Söller herab ein silberklingendes Lachen hören liess. Ulrich blickte auf und war gerade noch gefasst genug, um mit der Rechten ein Stück helles Pergament aufzufangen, das durch die Luft herab lustig auf ihn zu flatterte. Er entfaltet es und ist nicht wenig überrascht, als ihm mit Purpurtinte geschrieben, die Worte entgegenleuchten: »Komm, ich liebe dich!« — Er lässt sein Boot anlegen und setzt frohen Mutes, neugierig, was seiner warte, den mächtigen Klopfer des nahen Tores in Bewegung. Das Tor wird geöffnet, und mit liebenswürdigstem Lächeln ladet ihn eine der Jungfrauen, welche er oben unter der Wölbung gesehen, zum Eintritt ein. Ulrich nennt seinen Namen: »Graf von Lenzburg,« mit dem Prädikat »auf Freiersfüssen,« was augenscheinlich auf das Edelfräulein von Brunn, als welche sie sich zu erkennen giebt, mehr Eindruck macht als der Grafentitel. Innig schlägt sie ihre blauen Augen zu ihm auf und gesteht, dass sie die Schreiberin des Purpurpergamentes sei und dass sie es ihm, den sie habe herannahen sehen, mit Absicht zugeworfen habe. Er küsst ihre Hand, als aufrichtiges Bekenntnis seiner Verständnisinnigkeit. Die Verlegenheit aber, in die er das Mädchen durch dies zurückhaltende Benehmen setzt, bemerkend, und ohnehin lüstern nach so lang entbehrten Frauenküssen, beugt er sich galant zu ihr nieder und drückt seinen Mund auf ihre rosigen Wangen, trotz der glühenden Augen, die der Schlosskater im dunkeln Gange Feuer sprühen lässt. Selig steigt das Paar die steinerne Treppe empor und präsentirt sich oben in dem luftigen Gemach, durch welches der wassergeschwängerte Atem des Rheins wogt, direkt als Braut und Bräutigam. Die Schwester, eben so blond, aber nicht so hübsch, wie die Erwählte, nimmt

die Erklärung kühl auf; ein geistlicher Herr, ein Verwandter der Damen, bietet sofort seine priesterlichen Dienste an und Fräulein Richenza wurde Gräfin von Lenzburg. Wie staunte aber Fräulein Mathilde, die Schwester, als nach und nach das reiche Gefolge des Grafen eintraf. Die Truhen, welche die Brautgeschenke enthielten, wollten kein Ende nehmen und schliesslich war der ganze Raum mit Silberzeug, seidenen Stoffen und dem köstlichsten Schmuck für Frauentoilette angefüllt. Richenza beachtete das alles kaum. Sie konnte sich nicht satt sehen an ihrem schönen Ritter, der, wie von Gott bescheert, den Rhein herunter geschwommen. Mathilde aber blickte mit missgünstigen Augen auf all den Putz und zürnte sich und dem Schicksal, dass sie den Ritter so verkannt und für einen fahrenden Minnesänger angesehen hatte. Zu alledem war sie gezwungen, das Paar in die Schweiz zu begleiten, da das Besitztum mit der Vermählung Richenzas an einen andern Zweig der Familie überging. Während das Hochzeitspaar noch in dem weiten Wohnraum weilte, um alles zur Abreise bereit zu machen, zog sie sich schmollend in ihr Gemach zurück, Pläne aussinnend, das Glück der jungen Leute zu verderben. Als dann am Morgen der Tross schon reisefertig vor dem Tore hielt, um den Weg in die Grafschaft Lenzburg anzutreten, und Richenza noch Abschied nahm von ihrem geistlichen Freunde, zog Mathilde Ulrich bei Seite und flüsterte ihm den wahren Sachverhalt ins Ohr, der Zettel sei bestimmt gewesen für einen jungen Recken der Umgegend und nur aus Unvorsicht den Händen Richenzas entfallen. Richenza habe ihn dann um seines Reichtums willen vorgezogen. Solche Worte taten Ulrich weh bis ins Innerste seines Herzens, aber er zügelte seinen aufflammenden Zorn, liess sich nichts merken, nahm sich aber vor, das Herz seiner Gemahlin vor der Ankunft zu Lenzburg zu prüfen. Mathilde legte sich das tiefe Schweigen des Grafen zu ihren Gunsten aus und freute sich während der ganzen Reise der bevorstehenden Zwistigkeiten. Als sie an der Mark der Grafschaft angekommen, nahm Ulrich seine Frau bei der Hand und sprach zu ihr: »Wenn du, geliebte Richenza, einem andern

mehr in Liebe ergeben bist, so verlass mich. Nimm die Hälfte meiner Güter und ziehe dahin, denn ich will dich glücklich wissen.«

Da warf sich die arme Frau ihm zu Füssen und flehte den edlen Grafen an, nicht so grausam mit ihr zu verfahren. Lieber wollte sie mit ihm ein fahrendes Leben führen und nichts besitzen, als reich sein und ihn, ihren Geliebten missen, denn er, so rief Richenza aus, sei der einzige Mann, den sie liebe und der ihr um so mehr gelte, da er wie ein Geschenk Gottes durch den Zufall veranlasst, sich ihrem Schlosse genaht. Ein inniger Händedruck von Pferd zu Pferd und ein schallender Kuss unter dem grünen Laubdach besiegelte dieses Friedensbündnis. Als Mathilde dann die stolze Burg des Grafen erblickte, da tat sie einen Schwur, sie wolle noch höher wohnen als dieses eingebildete Paar und müsste sie sich auf den Gipfeln der Alpen ein Schloss bauen. Der Eid sollte für sie in der unangenehmsten Weise in Erfüllung gehen. Die glücklichen Eheleute waren bald der händelstiftenden Schwester überdrüssig, und da Ulrich der innige Wunsch Mathildens, höher zu wohnen, bekannt war, so liess er ihr auf dem gegenüberliegenden Goffersberg einen alleinstehenden Turm bauen. Mathilde trennte sich nicht gern von der fürstlichen Pracht ihres Schwagers, aber da sie hörte, dass ihr künftiger Wohnsitz um ein halbes Klafter höher sein werde, als das Lenzburger Schloss, zog sie, eingedenk ihres Schwures, so schnell als möglich in ihren Turm. Da lag sie nun allem erdenklichen Müssiggang ob und soll, berstend vor Neid, jahraus, jahrein hinüber nach der niedriger gelegenen Lenzburg geblickt haben, auf den Untergang des Geschlechtes wartend, denn auch ihr war etwas von dem verhängnisvollen Fluch des Cardinals zu Ohren gekommen. Die Lenzburger sollten untergehen, aber sie wurde des Vergnügens beraubt, ihr Aussterben zu erleben. Lange vor Grafen Beros Tod starb Freifräulein Mathilde von Brunn an der Gelbsucht. Die Mauern ihres Turmes krönen jetzt noch die Höhe des Goffersberges.

Der Ruhm der Lenzburger Edeln war zu gross und ihre Besitzungen zu ausgedehnt, als dass das Erlöschen ihrer Fa-

milie nicht in ganz Deutschland hätte bekannt werden müssen. Sie wurden allgemein als die tapfersten Kämpfer für Gott und den Kaiser betrauert, und da dieser gerade auf einem Zuge nach Italien begriffen war und noch bedeutende Mannschaften in den schweizerischen Gauen auszuheben gedachte, so beschloss er, seinen Weg über Lenzburg zu nehmen. In Lenzburg konnte er sich der Erfüllung zweier Pflichten entledigen, erstens seine Kriegsschar mit Leuten aus der Schweiz vervollständigen, sodann als oberster Testamentsvollstrecker den Nachlass des Grafen ordnen, nach dessen Besitz schon verschiedene umliegende Adelige die Hände reckten.

Als die Kunde kam, dass der gewaltige Barbarossa mit einem grossen Kriegshaufen das Land durchziehen werde und in Lenzburg sein Hoflager aufzuschlagen gesinnt sei, wurden die grossartigsten Vorbereitungen getroffen, um den römischen Kaiser deutscher Nation würdig zu empfangen. Von allen Seiten strömten die Edeln herbei, und ein allgemeiner Wetteifer tat sich kund, die wackersten Dienstleute aufzuweisen und die glänzendsten Waffen zu führen. Vorräte wurden im ganzen Lande gesammelt und in den weiten Räumen des Schlosses untergebracht. Der Graf von Hallwyl war damit betraut, das Schloss zum Empfang der kaiserlichen Majestät bereit zu halten. Acht Tage wollte Barbarossa Rast halten. Die Zeit sollte mit Turnieren und festlichen Gelagen verbracht werden, aber auch der Schlichtung von Rechtshändeln durch Urteil aus des Kaisers höchsteigenem Mund dienen. Jeder gemeine Hörige sollte sprechen und klagen dürfen, um Gerechtigkeit zu erhalten. Vor allem wollte Barbarossa einen grossen Landfrieden gesichert wissen, ehe er die Alpen überstieg, um dort die Falschheit der Welschen zu bestrafen.

Reitende Boten meldeten den Übergang des Kaisers über den Rhein. Die gesammte Ritterschaft des Aargau und der umliegenden Landschaften hatte sich vereinigt, dem hohen Gast entgegenzugehen. Bei Windisch zeigten sich die ersten Mannschaften. Die Hauptmassen folgten einige Tagemärsche später. Von weither blitzten die leuchtenden Feldzeichen der

Fürsten; dazwischen liess sich der blendend weisse Zelter der Kaiserin Beatrix erkennen. Neben ihr her ritt Kaiser Rothbart auf sich bäumendem Hengste, dessen Haarfärbung nur um eine geringe Schattirung dunkler war als die des rötlich wallenden, mächtigen Bartes, der, zerzaust vom Winde, die mächtige Heldenbrust bedeckte. Zu seiner Linken hielt sich Heinrich der Löwe, finster vor sich hinstarrend, stumm, verschlossen, als brüte er hier schon seine verräterischen Pläne aus. An diese Gruppe schloss sich, in schwarzer Rüstung, des Kaisers bester Freund und Ratgeber, Erzbischof Rainald von Cöln, geleitet von Friedrich von Schwaben. Bei der Ankunft der schweizerischen Edelleute hielt der Zug, und Graf von Hallwyl sagte in kurzer Ansprache, dass die Lenzburg bereit sei den heiligen Herrscher in sich aufzunehmen. Ungeduldig drängte der Zug weiter. Eben war man an der Feste Bruneck vorbei und hatte nun die unüberbrückte Bünz zu passiren. Des Kaisers Hengst, glücklich in die Mitte des Baches gelangt, strauchelte und fiel in die Knie, so dass Barbarossa bis an die Hüften durchnässt wurde. Lachend rief er seiner Gemahlin, die schon hinüber war, zu, der liebste Tod wäre ihm der in den kühlen Fluten eines reissenden Stromes. Er ahnte kaum, dass Gott ihm die Erfüllung dieses Wunsches nicht zu versagen gedachte. Alsgemach näherte man sich Lenzburg. Von weitem schon schimmerte den Kommenden das weite Zeltlager am Fusse des Berges entgegen, in dem die Mannen und der Tross des versammelten Adels campirten. Von den Zinnen der Burg schmetterten unausgesetzt die silbernen Trompeten, während sich der Zug die breite, mit Blumen bestreute Fahrstrasse hinanbewegte. Unter dem engen Torbogen traten dem Kaiser und der Kaiserin weissgekleidete Mädchen mit üppigen Kränzen entgegen. In dem geräumigen Hof, im Rittersaal und unter dem hohen Söller waren lange Reihen schwer befrachteter Tafeln errichtet, die unter der Last der köstlichsten Speisen und Erfrischungen zu brechen drohten, während in ihrer Mitte über prasselndem Feuer ein grossmächtiger Ochse am Spiess schmorte. Zur Seite unter den kühlen, schattigen Arkaden lagen endlose Reihen dick-

bäuchiger Weinfässer, und das Kaiserpaar hatte kaum die erhöhten, purpurnen Tronsessel bestiegen, als ihnen der dunkelrote Saft auch schon, von den dienenden Pagen dargereicht, aus schimmernden Gefässen zur Erfrischung sprudelte. Indessen liessen lautschallende Kriegslieder die starken Mauern ringsum erzittern. Auf den Balkonen der hohen Schanze drängten sich die Dienstmannen und starrten vielsagenden Blickes auf die schmausende Ritterschaft. Cymbeln, Posaunen, schrille Pfeifen und die dumpfe Kriegstrommel, das tausendfältige Stimmengewirr, das Klirren der Humpen und Pokale verkündeten der sinkenden Sonne mit dröhnenden Klängen die Gegenwart der geheiligten Majestät. Nach einer Weile zeigte sich der ganze Hof nebst den ihn einschliessenden Gebäuden im düsterroten Lichte hochauflodernder Pechkränze, die in ihren breiten Pfannen, auf Zinnen, Treppenabsätzen und mächtigen Kandelabern brannten. — Herr von Hallwyl ergreift den funkelnden Pokal, den ihm die Kaiserin kredenzt und ruft begeistert in die Nacht hinaus:

»Der leuchtendste Stern in Helvetiens Gauen ist allzu früh hinabgesunken in die Ewigkeit. Aber eine Sonne gieng auf über dem Vaterland, in deren beseligendem Schein eines jeden echten Ritters Herz erbebt. Lang lebe Kaiserin Beatrix, die Sonne des Abendlandes!«

Darauf stürzt er den Becher. Kaiser Rothbart hob stillschweigend eine der gefüllten, silbernen Kannen zum Mund und liess sie nicht eher wieder sinken, als bis sie sich ihres letzten Tropfens entleert.

Tiefe Nacht lagerte über dem Schloss. Da und dort schimmerten unter den hohen Spitzbogen verräterische Lichter auf, verschwanden aber sofort wieder hinter schweren Gardinen. Unter den Büschen des Hofes hörte man leises Gekicher und Schwatzen, bisweilen auch das lautere Geräusch eines Kusses. Nirgends aber wurde die Nachtruhe so unverschämt gestört, als gerade unter den Fenstern des Kaiserpaares. Es wurde laut gesprochen, gescherzt und gelacht; der Mond selbst konnte mit seinem silbernen Lichte die Missetäter nicht zum Stillschweigen bringen. Der Habsburger war es. An

seine Seite schmiegte sich Margaretha von Kyburg, die Schwester des allmächtigen Grafen und kaiserlichen Kammerherrn. Unbefangen gaben sich die Beiden der lebhaftesten Unterhaltung hin, hatten sie doch den ganzen Tag auf diesen Augenblick gewartet. Der eifersüchtige Bruder Margarethas liess dieselbe nämlich keinen Augenblick aus dem Auge, und so benutzten sie nun die stille Nacht, um sich nach Herzenslust auszusprechen. Eben wollte sich Graf von Habsburg entfernen, nachdem er seiner blondzopfigen Grethe noch innig die Hand gedrückt, als ein lautes »Freund oder Feind!« seinen eilenden Schritt hemmte. Schnell wie ein flüchtiges Reh war das Mädchen verschwunden. Vor dem verblüfften Habsburger stand ihr Bruder, der Kammerherr, Bodo, Graf von Kyburg. Darauf war der Ritter nicht gefasst gewesen und zog wie dem grimmsten Feind gegenüber ohne weiteres vom Leder. Bodo verteidigt sich, aber unglücklich genug, um im nächsten Moment zu Boden zu stürzen und den Fuss des Angreifers auf seiner Brust zu fühlen. Das Klirren der Schwerter hatte sofort einen Auflauf veranlasst. Man brachte Fakeln und erkannte sprachlos vor Staunen die beiden Edeln. Derweil hatte aber der Kaiser, aus dem Schlaf aufgeschreckt, in seinem Gemache bereits Befehl erteilt, die Ruhestörer ins Verliess zu legen. Den Herren von Habsburg und Kyburg, blieb nichts übrig als sich in gutem zu fügen.

Wie verwundert war aber der Kaiser, als er früh Morgens nach seinem Kammerherrn fragte und ihm der Bescheid wurde, derselbe liege leicht verwundet in Gesellschaft des Grafen von Habsburg im Gefängnis. Nachdem er die Beiden selber aus ihrer Haft erlöst und den Sachverhalt vernommen, ordnete er einen Zweikampf zwischen den Rittern an, mehr Rücksicht nehmend auf den Schatten, den der Habsburger durch seinen nächtlichen Sieg auf die Tapferkeit des Kyburgers geworfen, als auf den Makel, welchen der gute Ruf Margarethens dabei erleiden konnte und worüber der Kammerherr untröstlich war. Das Turnier war auf den folgenden Tag anberaumt. Schranken wurden errichtet. Weicher Sand deckte den Kampfplatz. Der steinernen Schanze gegenüber

erhob sich die Tribüne der Herolde. Das Fest wurde mit einem feierlichen Gottesdienst eröffnet, dann füllten sich die Balkone, der Kaiser kam; hinter ihm liessen sich der hochwürdige Bischof von Cöln und Frau Beatrix nieder. Zwischen diesen Dreien sah man den blonden Kopf Margarethas hervorblicken, welche auf einem abgesonderten, etwas erhöhten Sitz Platz genommen hatte. Sie war ruhig. Niemand hätte ihr angesehen, welche Bedeutung für sie das Schicksal der beiden Kämpfer hatte. Sie glaubte an den Sieg ihres Geliebten. War ihr doch noch in der vergangenen Nacht die selige Mutter erschienen auf eine Reihe unendlicher Kronen deutend, die sich von Kyburg nach Habsburg erstreckten. Die Trompeter gaben das Zeichen. Die Schranken hoben sich; von zwei Seiten ritten die stahlgepanzerten Kämpfer ein. Hoch bäumte sich des Kammerherrn weisser Hengst beim Anblick der purpurnen Satteldecke des Habsburgers. Man nahm Distanz; man legte die Lanzen ein, dichter Staub wirbelt empor, ein anhaltendes Tosen und Klirren und als sich die Staubwolke verzogen, wirft die Sonne ihren heissen Strahl auf den wie leblos daliegenden Grafen von Kyburg.

Das Volk jubelte auf, aber noch lauter wird der Lärm, als sich eine schlanke Mädchengestalt in die Schranken drängt, auf den gefallenen Ritter zuschreitet und klopfenden Herzens seine Rüstung löst. Mit Mühe erhebt der Besiegte sich, blickt unsicheren Auges umher, reicht seine Hand dem Habsburger, der aber seinen Sieg völlig missachtend, nur Augen für das schöne Mädchen hat. Sie, Margaretha, führt die Ritter hinauf auf den Balkon, vor den Kaiser. Und Rothbart, gerührt von ihrer milden Geschäftigkeit, küsst sie auf die Stirne, legt des Habsburgers nervige Hand in die ihrige, winkt dem noch knieenden Kammerherrn aufzustehen und sich an seiner Seite niederzulassen. Erzbischof Rainald, welcher während dem ganzen Vorgang kein Auge von der schönen Margaretha gewandt hatte, bemerkte seiner kaiserlichen Gesellschafterin, es sei doch unvernünftig, die Liebe mit Blut zu tränken und einem so liebenswürdigen Mädchen so viel Schmerz zu bereiten.

So vergingen unter Hörnerschall und ritterlichem Waffenklirren auch die übrigen Tage auf Lenzburg. Und oben in dem hohen Rittersaale hielt der Kaiser Gericht über alle in der Gegend vorgefallenen Rechtsbrüche, stets eine grosse Milde bei Strafen beobachtend und Partei der Schwachen nehmend. Was die Grafschaft betrifft, so übergab er sie mit allen Gerichten und übrigen Gerechtsamen seinem lieben Kammerknecht, dem Grafen von Kyburg, zu stetigem Lehen und Erbe. Die Heirat zwischen dem Habsburger und Margaretha bestätigte er mit einem kaiserlichen Geschenk und war selbst der Trauung zugegen, die in der feierlichsten Weise in der Schlosskapelle begangen wurde. Erzbischof Rainald gab dem jungen Paar seinen Segen, und glückselig zogen sie auf ihr Felsennest Habsburg hinüber. Bald wurde Rothbart auch durch die bösen Nachrichten, die wie Raben über die Alpen geflogen kamen, an den eigentlichen Zweck seines Zuges erinnert. Nachdem er volle acht Tage auf dem Schloss verlebt, verliess er mit seinen Mannen Lenzburg, nicht ohne die höchste Zinne noch einmal erstiegen zu haben, wo er zu Friedrich von Schwaben sagte:

»Wenn ich könnte, wie ich wollte, so brächte mich kein welscher Hund aus diesem herrlichen Sitz der Freude und Glückseligkeit.«

Darauf fiel dann die Flagge des heiligen römischen Reiches, die Hallen wurden leer und von der ganzen glänzenden Schar Edler blieb nur der Kyburger zurück. Dieser, vollkommen Einsiedler, sollte sich seines neuen Besitzes nur kurze Zeit erfreuen. Immerhin bewohnte er das Schloss noch vier bis fünf Jahre in würdevoller Zurückgezogenheit. Auf der Rückkehr fand Kaiser Rothbart zu seinem Leidwesen nicht noch einmal Gelegenheit, die Feste zu besuchen. Er musste sich beeilen, die deutsche Heimat zu erreichen, um dort den rebellischen Heinrich, den Braunschweiger Löwen zu züchtigen, welcher nach schmählichem Verrat an Kaiser und Reich eigenmächtig den Krieg in den deutschen Gauen eröffnet hatte.

Als Frau Margaretha in der Morgenfrühe von ihrem Söller zu Habsburg herabschaute, erblickte sie einen Reiter

in aller Hast den Berg hinansprengen. Schon Arges fürchtend, begab sie sich auf den Hof, um den Botschafter zu empfangen. Schweisstriefenden Angesichts übergab ihr der Knecht ein Pergament mit dem Berichte, dass ihr Bruder, der Kammerherr Bodo von Kyburg auf Lenzburg verschieden sei. Das Schriftstück enthielt den letzten Willen des Grafen. Er überlässt seiner Schwester, als der einzigen Erbin ganz Kyburg und die neuerworbene Grafschaft Lenzburg mit der Klausel, ein Zehntel der Einkünfte für kirchliche Zwecke zu verwenden. Traurig stieg Margaretha die Burgtreppe empor. Sie hatte ihren Bruder geliebt und empfand ihre Liebe nun um so mehr, da Bodo seit ihrer Heirat mit dem Habsburger stets eine gewisse Zurückhaltung dem jungen Paar gegenüber bewahrt hatte. Als sie die Türe des Burgzimmers öffnete, schaukelte ihr Gatte seinen schon recht kräftig und stark gewordenen Erstgebornen auf den Knieen, während vier jüngere Mädchen auf der Diele um ihn her spielten. Schweigend übergab ihm Margaretha das Papier. Eine dunkle Röte schoss ihm ins Antlitz, als er es fliegenden Blickes durchlas. Bald jedoch gewann sein Gesicht wieder seine gewöhnliche Blässe und er bemerkte trocken:

»Hoffentlich wird uns der Besitztum deines Bruders zum Guten gedeihen, wenn Bodo mir auch nicht sonderlich gut gesinnt war.«

Schloss Lenzburg war mit allem, was dazu gehörte an Habsburg gekommen und hatte durch die treffliche Fürsorge dieses Hauses während der Zeit des Interregnums einen grossen Vorzug vor den übrigen Teilen des deutschen Reiches. Während in sämmtlichen andern Gauen die Kraft das einzig anerkannte Gesetz bildete, herrschte in den Besitzungen des Habsburgers, Dank der nimmermüden Wachsamkeit des Landesherrn, Ruhe und Eintracht. Graf Rudolf scheute sich nicht, von Weiler zu Weiler, von Dorf zu Dorf zu reiten, die Gewalttätigkeiten der Raubritter und wegelagernden Edeln verhindernd und wo solche schon vorgefallen, zu strafen und den Beleidigten ihr Recht zu geben. Er wusste nicht allein das Kriegshandwerk zu ehren, sondern bezeugte Achtung vor

jedem Beruf. Als er einmal von einem Besuche von Hallwyl zurückkehrte, machte er auf Lenzburg Rast. Er brachte einen grossen Hunger von seiner Tour mit, und da kein Bäcker zugegen war, bereitete er den Teig eigenhändig zu und buck das Brot, während seine Dienstleute, die Geschicklichkeit des Grafen bewundernd, um ihn her standen und nicht anders konnten, als müssig zuschauen. Rudolf von Habsburg war als einfacher Rittersmann ehrgeizig, aber es ist kaum anzunehmen, dass er sich damals schon mit Gedanken an die Kaiserwürde trug. Die Wahl der Kurfürsten überraschte ihn, und so hoch er darnach auch stieg, vergass er doch seine frühesten Besitzungen, darunter Lenzburg, nicht. In der ersten Folge seiner Regierung blieb ihm natürlich keine Zeit für Privatinteressen. Als dann aber die ärgsten Unruhestifter im Reiche bestraft waren, konnte er mit Ruhe daran denken, auch seinem lieben Lenzburg einmal einen Besuch abzustatten. Schon bei seiner Krönung zu Aachen hatte er eine Schar Abgesandter aus der treuergebenen Grafschaft freundlich empfangen und sich ihr Geschenk, einen mächtigen Korb voll Lenzburger-Birnen, durch den Truchsess, den Pfalzgrafen bei Rhein, bei der feierlichen Krönungstafel auftragen lassen. Nach dem grossen Siege auf dem Marchfelde zog es Rudolf innig nach seiner alten Heimat, zumal ihm viele Dienstleute aus der Schweiz in dem harten Krieg gegen Ottokar von Böhmen wacker beigestanden. So wandte er denn seine Schritte aus Österreich, seiner künftigen Hauptbesitzung, direkt in die schweizerischen Gaue, und sein Herz klopfte ihm an den Harnisch, als er, der ruhmgekrönte deutsche Kaiser, das Schloss zu Lenzburg wieder sah, das er seiner Zeit als einfacher Graf verlassen. Es war ihm beinahe als sei nun auch die Burg mit ihrem Besitzer weiter und prächtiger geworden. Rasch schickte er einen Reiter voraus, mit der kaiserlichen Standarte. Wenige Minuten nur, da wehte ihm das deutsche Banner stolz von den hohen Zinnen entgegen. Oben richtete er sich mit seiner Familie einfach, aber behaglich ein. Die Prinzessinnen machten Ausflüge in Begleitschaft galanter Junker, pflegten der Jagd und spielten im Schlosshof Ball.

Der Kaiser lag ernsteren Geschäften ob. Er besuchte die nahen Waldstätte und versicherte sie seines kaiserlichen Schutzes, ritt bei seinen getreuen Vasallen vor, liess sich von neuem huldigen und berief zuletzt alle zu frohem Bankett mit Turnier auf die Burg. Da schallten wieder Gesänge, Pokale schäumenden Weines wurden auf das Wohl der schönen Frauen geleert. Minnesänger von nah und fern sangen von dem Ruhm des Kaiserhauses, von dem glorreichen Erblühen des Stammes der edlen Habsburger. Auch dieser Jubel verhallte. Rudolf zog ab, und das Schloss lag von neuem vereinsamt. Es sollte so hohe Gäste nicht mehr in seinen Mauern sehen.

Da es dem Kaiser nicht möglich war, all seine Güter allein zu beaufsichtigen, und namentlich die schweizerischen Landschaften besonderer Reichsbevogtung bedurften, so setzte er auch auf seine Schlösser in Helvetien Ritter, welche von diesen festen Punkten aus die Gegend bewachten und in allen Dingen den Kaiser vertreten sollten. Diese Schirmvögte waren nicht eben gern gesehen. Man sehnte den Kaiser zurück, mit freudiger Wehmut erinnerte man sich der Zeiten, da der leutselige Herr durch die Lande gestreift zu Fuss oder zu Pferde, immer sorgfältig den bepflanzten Acker umgehend, die Rüben, die er auf seinen Märschen dem frischen Boden raubte, mit baarer Münze vergütend. Welch schroffen Gegensatz zu ihm bildeten seine prahlerischen Statthalter mit fetten Gesichtern und dicken Bäuchen, die von Dorf zu Dorf sprengten, die Saat niederreitend, das Vieh aus den Ställen raubend, stets nur auf neue Steuern und Abgaben bedacht. Wie regte sich der Zorn des Volkes, wenn der wilde Gessler von Lenzburg herunterjagend, seine Hunde über die frischbebauten Felder hetzte, überall Unterwerfung forderte und nirgends Gerechtigkeit walten liess. Damals war Lenzburg ein Ort der Schwelgerei und des rohen Genusses. Manche Faust ballte sich drohend, wenn man von den nächtlichen Gelagen hörte, die der dicke Reichsvogt mit seinen Concubinen hielt, wenn sie hinausritten, um die Gegend unsicher zu machen und man sich nicht scheute, dem armen Land-

mann seine ehrbaren Töchter aus der Hütte zu reissen und hoch zu Pferd auf die Burg zu entführen. Waren diese Fremdlinge doch die Herren des Landes und jeder Bauer Leibeigener mit Fleisch und Blut. Wagte einer Widerstand, so fühlte er den Zorn des Vogtes aufs empfindlichste und büsste seinen Mut durch jahrelange Haft im dunkeln Verliess. Kaiser Rudolf starb, und mit ihm ging auch sein Ergebener, Vogt Gessler zu Grabe. Die drei Söhne Gesslers trennten sich. Der eine zog ins nahe Elsass, um dort auf eigener Burg den Machthaber zu spielen. Der zweite begab sich an Österreichs Hof, wo er hervorragende Würden bekleidete. Der jüngste und herrschsüchtigste blieb auf Lenzburg, die Tätigkeit des Vaters zu übernehmen. Er war kein Jüngling mehr; das vierzigste Jahr hatte er bereits überschritten, und sein spärlicher Haarwuchs, seine rohen Gesichtszüge, legten für den schlechten Lebenswandel des Mannes Zeugnis ab. Dennoch hielten ihn weder sein Alter, noch seine angeborene Hässlichkeit davon ab, sämmtlichen Burgfräulein und Schlossfrauen der Umgegend den Hof zu machen und überall als galanter Ritter aufzutreten. Nach dem Tode seines Vaters trieb er seine Liebeshändel mit mehr Unverschämtheit denn je. Er gab grosse Festlichkeiten und versammelte die gesammte schöne Welt um sich. Die Damen leisteten den Einladungen Gesslers Folge, teils aus Vergnügungssucht, teils, weil sie den mächtigen Einfluss des Schirmherrn bei Hofe fürchteten. Nur eine hielt sich von diesen Gelagen fern; es war das junge Edelfräulein von Bruneck, die nächste Nachbarin des Vogtes. Sie verlebte auf ihrem Schloss das vollendetste Klosterleben und litt keine andere Gesellschaft, als die ihrer alten, griesgrämigen Amme. Die Leidenschaft des jungen Gessler wurde gereizt durch diese sichtliche Zurückhaltung des Mädchens, und da er sie bislang noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, bestand er darauf, unter dem Vorwande kaiserlicher Mandate in ihr Haus eingelassen zu werden. So unangenehm Bertha von Bruneck dieser Besuch war, so blieb ihr doch nichts anderes übrig, denn dem hohen Abgesandten die Türe zu öffnen. Wie gross war ihr Schrecken, als die hässliche Figur

Gesslers mit der grössten, aber zugleich lästigsten Liebenswürdigkeit ihr entgegen kam. Gessler, von neuem entzückt von der Schönheit des Mädchens, beschloss, demselben in der regelrechtesten Form des Rittertums Minne anzutragen. In einer hellen Sommernacht machte er sich mit wenigen Getreuen von Lenzburg auf, schwer bepackt mit verschiedenen alten Musikinstrumenten, und schon nach einer halben Stunde tönte unter den Fenstern der Bruneck die krächzende Stimme des Reichsvogtes, eine alte Romanze absingend. Über Erwarten schnell wurde das Fenster geöffnet; Gessler klopfte das Herz in wilder Leidenschaft. Ein Mädchenkopf wurde sichtbar. Langsam liess sich die dunkle Masse eines Holzkorbes herab. Unten angekommen wurde er von dem Ritter auf seine Tragfähigkeit untersucht und als er genügend stark erschien, setzte sich der dicke Mann keuchend vor Aufregung hinein. Der Mond warf sein mildes Licht auf den bedächtig wieder aufwärts strebenden Korb, der unter seiner schweren Last ächzte und krachte. Schon ergriff Gessler das Fenstersims des hochgelegenen Gemaches, als plötzlich eine nervige Hand vom Innern des Zimmers aus den Strick zerschnitt, und der gewichtige Leib des Sängers zur Tiefe stürzte. Im Innern des Schlosses hörte man lautes Lachen von Männerstimmen. Unten versammelten sich die Leute des Vogtes, der, arg geschunden, der edlen Dame um ihres Scherzes willen fluchte. Lärmend und scheltend zog man ab, und nach zweistündiger Wanderung nahm Lenzburg die durchgefallenen Minnesänger und Liebesritter wieder auf. Die mislungene Werbung Gesslers wurde in der Grafschaft bekannt; und Bertha sollte ihre Tat schwer genug büssen. Kurz darauf, als sich der zurückgewiesene Freier versichert hatte, dass die Bruneck ohne männlichen Schutz und Schirm sei, drang er gewaltsam ein, entführte die Dame und liess sie in einem seiner Schlösser in den Waldstätten schmähliche Gefangenschaft erdulden. Erst durch die Tat Tells, durch den Mut der edeln Eidgenossen wurde auch sie von dem Bedränger ihrer Tugend erlöst und reichte dem jungen Attinghausen ihre Hand. Fröhlichen Herzens gab sie die Bruneck dem Zorne Österreichs preis, stand

ihre Person doch unter dem Schutze der tapfern Schweizer. Die Nachkommen Gesslers wurden für ihre treuen Dienste mit dem Stammsitz der Bruneckerin belehnt und hausten noch lange Zeit dort, wo ihr Ahnherr einen so beschämenden Fall getan.

Schloss Lenzburg blieb so lange Besitz der Habsburger, als diese ihre Macht wussten aufrecht zu erhalten. Sobald ihre Stellung unsicher wurde, fanden sich auch sofort kriegerische Nachbarn ein, die lange schon scheelen Auges die schöne Grafschaft betrachtet. Als 1415 die Aufforderung Kaiser Sigismunds, Friedrich von Österreich seines Stammlandes in der Schweiz zu berauben, bekannt wurde, waren es zuerst die Berner, welche einen glücklichen Raubzug unternahmen. Bis Lenzburg drangen sie siegreich vor, alles unterwerfend und zur Huldigung zwingend. Das Schloss leistete ihnen Widerstand. Schon wollten die bernerischen Truppen unverrichteter Sache abziehen, als der deutsche Reichshauptmann, Konrad von Weinsberg, auf dem Schauplatz erschien und versicherte, mit einem freien Geleite ins Schloss die Besatzung zur Capitulation zu bewegen. Kaum in die Tore eingelassen, hisste er die deutsche Reichsflagge auf und ermutigte die österreichischen Krieger unter diesem sichern Feldzeichen nur ruhig der Belagerung der Eidgenossen Stand zu halten. Doch der listige Streich sollte ihnen nicht viel frommen. Durch Hunger gezwungen, mussten sie zuletzt ihre feste Stellung aufgeben, entgingen aber glücklich auf geheimen Gängen der Rache des siegreichen Bern.

Mit der Herrschaft der republikanischen Berner begann eine neue Aera für Lenzburg. Mit Schmerzen dachten jetzt die Bewohner der Grafschaft der milden Regierung Österreichs und empfanden die egoistischen Massregeln der aristokratischen Stadt doppelt schwer. Landvögte nahmen ihren Sitz auf der Burg mit der direkten Anweisung, aus der reichen Gegend so viel Gewinn zu erpressen, wie möglich. Noch schlimmer wurden die Verhältnisse, als die Grafschaft geradezu verpachtet wurde und gegen einen gewissen Preis von irgend einem Patrizier Berns als Lehen erworben wer-

den konnte. Da fiel das schöne Land voll und ganz der Habgier Einzelner unter dem trügerischen Schein der Gerechtigkeit und Billigkeit zum Opfer. Mehr als vierthalb Jahrhundert hindurch trug das Land diese elende Form der Tyrannei und vermochte sich, von der Waffengewalt seiner mächtigen Obern in Schrecken gehalten, nicht zu einer bahnbrechenden Erhebung aufzuraffen. Die Landvögte, welche in unbestimmten Zeiträumen einander ablösten, vernachlässigten die Bodenkultur nicht, sondern geführt durch ihre selbstischen Interessen, suchten sie aus dem fruchtbaren Erdreich so viel Ertrag zu schlagen, als immer in der Arbeitsfähigkeit ihrer Untertanen lag. So hören wir aus dieser Zeit von Weinpflanzungen, welche ein so ausgezeichnetes Getränke lieferten, dass es von berühmten Heilkünstlern Kranken und Siechen empfohlen wurde. Ganz im Sinne jener Zeit misachteten die Berner Landvögte auch alle Bestrebungen künstlerischer Art. Als ein grosser Teil des Schlosses in Folge von Blitzschlag in Flammen aufgieng, steuerte Bern nur die notdürftigsten Mittel zum Aufbau alles architektonischen Schmuckes ermangelnder, zum Sammeln grosser Vorräte geeigneter Gebäude. Die weiten Räume des Schlosses dienten anstatt wie vorher zu frölichem, geselligem Zusammensein, zu fürstlichen Banketten und Turnieren, als Stapelplatz der eingetriebenen Abgaben. Wo einst Kaiser Rothbart den Kelch in inniger Begeisterung für das schöne Geschlecht erhob, lagen jetzt aufgespeicherte Vorräte an Getreide und sonstigen Ackererträgen.

Erst der Waffenklang aus Frankreich schreckte das gedrückte Volk aus seiner Ruhe auf, und als das stolze Bern unter den französischen Bajonetten gefallen, begann auch für Lenzburg die neue Zeit, die Zeit der Freiheit und Gleichheit. Die aufgehäuften Silbervorräte in den Kellern der Patrizierstadt hatten gezeigt, was für einen klingenden Gewinn die treue Arbeit des aargauischen Landmannes abwirft, und mit Mut konnte der Bauer in die Zukunft blicken, bewusst, dass kein räuberischer Landvogt mehr die Frucht seiner Mühe davon tragen werde, sondern dass er seinen ganzen Ertrag zum eigenen Frommen und Nutzen künftighin verwenden

dürfe. Die Mauern des alten Schlosses hallten wieder vom Volksjubel, als endlich die freie Constitution des neuen Kantons anerkannt wurde; ernst blickten die grauen Schanzen auf die bunten Freiheitsbäume, die ringsum in allen Dörfern errichtet wurden. Das Jahrhundert der allgemeinen Befreiung war gekommen. Auch Lenzburg sollte von den Fesseln einer feudalen Verfassung erlöst werden. Der neugebildete Staat Aargau nahm sich der alten Burg an, und wenn auch augenblicklich keine zweckmässige Verwendung gefunden wurde, so liess dieselbe doch nicht lange auf sich warten. Das erzieherische Walten Heinrich Pestalozzis auf dem nahen Freihofe zu Birr hatte eine Menge guter Elemente der Welt erhalten, die sonst in dem allgemeinen Kriegsgetümmel untergegangen wären. Seinem Beispiele nacheifernd und die Pläne eines so hochherzigen Lehrers weiter verfolgend ging Christian Lippe in späterer Zeit den Staat Aargau um die Erlaubnis an, auf Lenzburg eine Erziehungsanstalt gründen zu dürfen. Die Bestimmung war gefunden. Lippe waltete in seinem uneigennützigen Berufe so lange, bis er seine materiellen wie geistigen Kräfte seinem Ideal geopfert. Aber er waltete mit solcher Liebe, dass bis heute ergraute Männer von weiten Fernen hergereist kommen, um vor ihrem Tode noch einmal, Tränen in den Augen, die Wohnstätte ihres treuen Lehrers, Erziehers und Vaters Lippe wieder zu sehen. In rührenden Zügen schildern sie das wohltätige Wirken dieses seltenen Mannes, der den Geist des Jahrhunderts in seiner edelsten Form erkannt und verwirklicht.

Als Schloss Lenzburg seine Aufgabe als Haus der Aufklärung und Geistesbildung erfüllt, ging es in Privatbesitz über. In unserer Zeit aber, da die Ader der Freiheit so mächtig schlägt, sollen offenbar auch diese grauen Mauern der neuen Aera ihren Tribut zahlen und man glaubt tatsächlich in einer kommenden Epoche zu leben, wenn man an hellen Sonntagen die Haufen festlich gekleideter Bürger Lenzburg zueilen sieht, um auf der alten Feste frohen Volksjubel und das Bewusstsein der geeinigten, nationalen Kraft in kernigen Liedern zu feiern.

Wir haben die Geschichte des Schlosses bis auf dessen ältesten Ursprung verfolgt. Wie lange der Grund, auf dem es aufgerichtet, wie lange die hohen Felsen bestehen, darüber giebt uns der Geologe Aufschluss. Ein einziger Blick auf das Gestein sagt uns, dass es zur Zeit der Juraperiode abgelagert worden, demgemäss also zu den Sedimentbildungen gehört. Die Menge Petrefacten, welche frei und dem ungeübtesten Auge erkenntlich zu Tage treten, sprechen unumstössliches Zeugnis dafür, dass die Felsenkolosse in jener Zeit von der gährenden Natur geboren worden, als noch schäumende See unser ganzes nördliche Helvetien bedeckte. Wie sich damals unter blau flutendem Salzwasser durch die stille, aber desto geschäftigere Mithülfe der Seetiere der Grund zu unserm Schloss bildete, als der Mensch noch ein der Erde unbekanntes Wesen war, also werden diese ehernen Felsen Lenzburgs auch dann noch die Spitze des Berges krönen, wenn ringsum die Gebilde der Menschenhand verschwunden, wenn das am Fusse der Anhöhe liegende Städtchen vielleicht längst unter seinen eigenen Trümmern begraben liegt.



